

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Siebenter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 2 fl., mit freier Postzus. } Man pränumerirt im Commissionärsamt zu Ofen
 Sendung 5 fl. Auf Zeitungspapier mit ersten } (Zehnungsaufabet), in Ferd. Tomasas Kunsthands-
 Anspersbräuerei 5 fl. und postfrei 6 fl. C. W. } lung zu Pests und bei allen t. l. Postämtern.

Habsburg und Pannonia.

(Zum 12. Februar 1834.)

Auf segensreichen Gründen,
 Da könnt Ihr, stolz und grau,
 Den kühnen Felsen finden,
 Bedekt von Himmelsblau!
 Er streket seine Krone
 Hinauf zum ew'gen Trohne,
 Steht stolz und kräftig da,
 Der Fels „Pannonia!“
 Das Dach, das ihn beschirmet,
 Wenn tobend, zornentbrannt,
 Ihn das Geschick befürmet,
 Er ruht in Gottes Hand!
 Das Dach, so fest gebaut,
 Dem unser Fels vertrauet, —
 Ich sprech' es freudig aus —
 Ist: „Habsburgs Fürstenhaus!“ —
 Dies heil'ge Dach umkränzet
 Ein gold'ner Sternkreis,
 Und in der Mitte glänzet
 Ein Sternbild, silberweiß,
 Senkt seine Strahlen nieder
 Auf jenes Felsens Glieder,
 Schließt in den heil'gen Schein
 Den grauen Niesen ein! —

Und Millionen hangen
 An diesem Sterngebild',
 Es hält sie All' umfangen,
 Ist ihnen Wehr' und Schild!
 O, Ihr in weiter Ferne,
 Blickt hin auf Habsburgs Sterne,
 Im unentweih'ten Glanz!
 Blickt hin auf Vater Franz!
 Er hat mit uns gelitten,
 Hat sich mit uns gefreut,
 Er hat für uns gestritten
 In einer trüben Zeit!
 Er schenkte uns den Frieden,
 Das höchste Glück hienieden,
 Reich't' uns den Delzweig hin!
 Ein ewiger Gewinn! —
 Geht, wie auf unsern Wegen
 Sein Vaterauge wacht!
 Und wie der reichste Regen
 Auf unsern Fluren lacht!
 Wie Alle mit Entzücken
 Auf Habsburgs Entel blicken!
 O theilet uns're Lust,
 In frohbewegter Brust!

Nehmt Theil an unserm Bunde,
Der an dem Vater hängt!
Und grüßt mit uns die Stunde,
Die ihn dem Volk' geschenkt!
Beseigt des Felsens Glieder
Und sinket dankend nieder
Vor ihm, dem Herrn der Welt,
Dort überm Sternenzelt! —

Stimmt, — wenn die Jubelklänge
Durchwallen die Natur,
In uns're Festgesänge,
In unsern heil'gen Schwur!
Wankt uns're Treue nimmer,
Sinkt nie der Fels in Trümmer,
Steht ewig kräftig da
Der Fels Pannonia!

E. Haffner.

Der flüchtige Sklave.

(Fortsetzung.)

An die Bewegung des Schiffes nicht gewöhnt, wußte ich nicht, welche Richtung wir segelten, aus Unerfahrenheit blieb mir auch unbekannt, daß es nicht nach Martinique ging. Nach drei Tagen gelangten wir an den Ort unserer Bestimmung.

Ein langer schmaler Hafen und eine fast ganz in Trümmern liegende Stadt zeigten sich meinen Augen, schnell ging es darauf zu und ich fragte einen Matrosen schüchtern, ob dies Martinique sei. „Nein, junger Dummkopf; wer hat dir solches närrisches Zeug in den Kopf gesetzt? Von Martinique sind wir wohl zweihundert Meilen entfernt, dies ist — Porto Bello und da landen wir.“ Ich sah ein, daß ich mich in Gewalt meines neuen Herrn befand, der mich durch eine Lüge überlistet hatte und gewiß gesonnen war, mich als seinen Sklaven zu behalten. Dieser traurige Gedanke preßte mir einen Strom von Thränen aus und ich überließ mich gänzlich der Verzweiflung. Dabei traf mich der Kapitän, der lachend zu mir sagte: „Du warst noch nicht flügge, und wolltest schon ausfliegen, Narr du. Doch tröne deine Thränen, du wirst keine Ursache zur Klage haben, denn obgleich du mit vollem Rechte mein Eigenthum bist, so behandle ich doch meine Leute nie grausam. Springe in das Boot da und sieh, wie gut ich dich behandeln werde.“

Er begleitete diese Worte mit einem derben Hiebe mit einem Tauende über meine Schultern, so daß ich gern gehorchte, um einem zweiten Schläge zu entgehen, womit er mir drohete. Ich ging ans Ufer, ward in sein Haus gebracht und ich muß gestehen, daß dieser Engländer die vier Jahre lang, welche ich in seinem Dienste zubrachte, ein guter und freundlicher Herr war, nicht bloß gegen mich, sondern auch gegen seine andern Sklaven. Ich begleitete ihn auf mehreren Reisen auf seinem Schooner, durfte es aber nie, wenn er nach St. Domingo fuhr. Auf einer solchen Reise ward sein Schiff von einem Seeräuber genommen und mein Herr selbst ertilt einen grausamen Tod. Gleich nachdem man diese Nachricht erhielt, ward ich an den Mann verkauft, dem ich jetzt entlaufen bin; obgleich ich es sehr schlimm bei ihm hatte, so dachte ich doch nicht an Flucht, bis das folgende Ereigniß mein Leben in die Hand eines schlechten Menschen legte.

Vor sechs Monaten brachte mein Herr einen neuen Sklaven in seinen Dienst, der, wie ich bemerkte, mich so ansah, als kenne er mich. Ich kann nicht beschreiben, welches Entsetzen mich erfaßte, als ich mich überzeugte, es

sei Domin
den Sklave
Worten an
Mal haben
unsere Fre
denn du w
wurde mir
zu machen
und Marti
reits erzä

„Es
Auffeser
Pflanzung
des Dra
Thüre de
kannst dir
reichte. C
fen, verlo
ten. Nur
ein Brief
etwas zuf
ängstliche
verröthen
Abscheues

„I
widben T
derblichen
folgten d
Einer de
auf dem
Herr Wi
ihnen. S
folgten s
gegen vi
Wir hat
Hunde,
schrecklich
zog die
die Wör
big,“ e
Wörter
Indessen
then H
vorgesaf
und erf
und zei

sei Dominik, einer der drei Sklaven, welche ich bei der Ermordung der beiden Sklavenaufseher durch die Thüre eingelassen hatte, und er mich mit den Worten anredete: „Bist du hier, kleiner Verräther? Als wir uns das letzte Mal sahen, standen die Sachen anders, denke ich. Ich glaube, du verriestest unsere Freunde. Ein Wort von mir und du zierst jetzt jenen Baum dort; denn du warst, wie ich beschwören kann, zugegen, als jene That geschah.“ Es wurde mir sehr schwer, den Mann die Ursache, warum ich hier sei, glauben zu machen, und von ihm erfuhr ich das Schicksal der beiden Mörder, Peter und Martin, welche ich im Schlafe im Gebirge verlassen hatte, wie ich bereits erzählt.

„Es war früh sechs Uhr,“ sagte Dominik, „an dem Morgen, als die Aufseher ermordet waren, da kam Herr Vichaut unerwartet selbst auf seiner Pflanzung bloß mit einem Diener zu Pferde an; denn die Angst wegen des Dekans hatte ihm keine Ruhe in der Ferne gelassen. Er fand die Thüre des Hauses offen und eilte, schon bestürzt, die Treppe hinauf. Du kannst dir denken, wie er erstaunte, als er die Wohnung der Aufseher erreichte. Er zog augenblicklich die Lärmglocke, um die Sklaven zusammenzurufen, verlas sie nach der Liste und fand, daß nur du, Peter und Martin fehlten. Nur einen Augenblick dachte er nach, eilte dann in das Haus, schrieb ein Briefchen und übergab dasselbe seinem weißen Diener, dem er zugleich etwas zuflüsterte. Der Mann ritt in vollem Galopp fort, während wir in ängstlicher Erwartung dastanden, aber fest und verschwiegen blieben, nichts verrathen und Vichauts Fragen nur durch Blicke der Bewunderung und des Aßcheues beantworteten.“

„In ungefähr einer Stunde kam der Bote zurück und brachte zwei jener wilden Spürhunde mit, welche die Unrigen mit so glücklichem — oder verderblichem — Erfolge jagen und ein Fluch unseres Geschlechtes sind. Ihnen folgten drei Herren zu Pferde, wohl bewaffnet, Freunde des Herrn Vichaut. Einer der Hunde entdeckte sogleich an der Thüre die Blutspur und fing an auf dem Wege hinzulaufen, den die flüchtigen Mörder eingeschlagen hatten. Herr Vichaut befahl vier Sklaven, ihn zu begleiten und ich befand mich unter ihnen. Wie wünschte ich, als ich die schrecklichen Hunde so genau dem Wege folgen sah, sie mit dem Beile erschlagen zu können, aber ich war bloß Einer gegen viele, mußte deshalb folgen und das Uebrige dem Schicksale überlassen. Wir hatten mehrere Stunden auf der Verfolgung zugebracht, während die Hunde, bald schnell, bald langsamer, den Bergen zueilten und dabei das schreckliche Geheul hören ließen, als plötzlich gehalten wurde. Herr Vichaut zog die Pistolen aus den Halstern und rief: „Nun, meine Freunde! Muth, die Mörder sind in der Nähe. Steht mir bei, ich bitte euch.“ — „Seid ruhig,“ entgegnete der Eigenthümer der Hunde, „beobachtet die Hunde. Die Mörder sind nicht hier, glaube ich, oder sie haben ihre Zeit schlecht benutzt. Indessen müssen wir auf jeden Fall vorbereitet sein. Geht Acht auf den rothen Hund.“ Dieser heulte gräßlich, der andere holl, es mußte also etwas vorgefallen sein. Der Besitzer des Hundes sprang vom Pferde, riß mit Mühe und erst nach vielen Peitschenhieben, ein Tuchstück dem Hunde aus den Zähnen und zeigte es Vichaut. „Ah ha,“ entgegnete dieser; „wir sind hier auf der

rechten Fährte. Dies Tuch gehörte dem Peter und es ist voll Blut. Der Schurke muß verwundet sein. Wir dürfen nun keine Zeit verlieren.

Das Herz schnürte es mir zusammen, als ich die Hunde die Spur von neuem aufnehmen und rasch den Bergen zulaufen sah. Ich hoffte, einer oder ein Paar Freunde Nichauds möchten einen andern Weg einschlagen; denn ich war überzeugt, die drei Sklaven, welche außer mir der Menschenjagd beiwohnten, würden, wenn man Peter und Martin finden sollte, zögern, dieselben festzunehmen, besonders wenn ich mich ihnen angeschlossen, wie ich schon bei mir beschloffen hatte. Ich wagte indes nicht, mit meinen Kameraden darüber zu sprechen, weil ich fürchtete, Verdacht zu erregen.

Bis gegen fünf Uhr des Nachmittags ging es rasch vorwärts, so daß wir, die wir zu Fuße folgten, sehr ermüdeten. Auch die Pferde sängen an, matt zu werden, da die Sonne außerordentlich brannte. Die Herren sahen die Nothwendigkeit ein, ihre Thiere und uns Sklaven ausruhen zu lassen, als mit einemmale ein starkes Bellen des vordersten Hundes die Aufmerksamkeit Aller wiederum in Anspruch nahm; bald darauf knallte ein Pistol und der Hund ward zu Boden gestreift. Ohne Zweifel zeigte sich hier die sichere, nie fehlende Hand unseres Kameraden Peter. Der zweite Hund hatte ebenfalls den Muth verloren, indes ließ er sich nach einiger Zeit von seinem Herrn, der ihm vorsichtig folgte, wiederum vorwärts treiben und bald nachher hörten wir entsetzliches Knurren von neuem. Der Herr stieg sogleich ab, stürzte in das Gebüsch und fand den Leichnam eines Mannes — Martin, wie man sich überzeugte. Er war noch warm und konnte nur seit wenigen Minuten todt sein.

„Dies beweist, daß wir bis hierher auf der rechten Fährte waren,“ sagte Nichaud, indem er den Verband von dem Arme des Leichnams abriß; „aber was kann seinen Tod veranlaßt haben? Fleischwunden, wie diese, hindern zwar, aber tödten nicht. Dessinet seinen Kol, damit wir ihn weiter untersuchen können.“ Dies geschah und man fand eine frische Wunde von einem Messer, das das Herz getroffen hatte. „Verzweifelte Schurken,“ fuhr Herr Nichaud fort, „wo wird ihre Schuld enden? Vorwärts, der Andere hat seinen Gefährten ermordet, um ihn nicht lebendig in unsere Hände fallen zu lassen. Er muß deshalb hier in der Nähe sein, denn ich sehe weder das Messer, womit die Wunde gemacht worden ist, noch das Pistol, womit der Hund erschossen wurde. Vorwärts denn, meine Freunde, damit wir den Peter und den Jungen erwischen.“

(Beschluß folgt.)

Die Maccaroni in Neapel.

(Aus dem Scho.)

Qui si mangia bene e si spende poco schmirt der neapolitanische Maccaroniverkäufer mit unförmlichen Buchstaben an die Mauer eines Hauses oder Bogens. Darüber weht eine weiße Fahne mit dem Zauberwort: „Maccaroni!“ und ein großer Lorberkranz an der Spitze der Stange ist in dem glücklichen Lande das, was die Reisigbüschel über den deutschen Kneipen. Voll der frohlichen Zuversicht eines Lazzarone steht der Mann an seiner brodelnden Pfanne; denn der Himmel lacht ja so rein, daß es eine Freude ist; das

Voll hat einen herrlichen Appetit, und seine Pfanne steht unter dem unmittelbaren Schutze der Madonna, deren Bild in der Höhe hängt. Mit dem großen Löffel hebt er die unendlichen Fäden der Maccaroni oder Maderoni (denn die Philologen können sich über die wahre Schreibart nicht vereinigen) hoch in die Luft; gewiß, seine Mühe nicht verloren zu haben, käme auch erst am anderen Ende der StraÙe ein leerer Magen mit einem nur nicht ganz leeren Beutel zum Vorschein.

Wie die Volenta in Norbitalien schon von Friaul an, und der Risotto in den sumpfigen ReisfläÙchen der Lombardey, so sind die Maccaroni das Haupt- und Lieblingsgericht der Neapolitaner, so daß ihnen Jahrhunderte lang der Spottname Mangiamaccaroni blieb.

Die Maccaronifabrikanten machen sie in ungeheuren Quantitäten aus grano duro, oder grano del Mar nero, das von Odesa und Zaganroß kommt. Anfangs murrte man gegen diese Einfuhr, welche dem Abfaze des inländischen Getreides schadet; aber der innere Werth der Maccaroni stieg sichtbar dadurch, und der Nationalgeschmack überwog das Selbstinteresse. Die Einfuhr blieb frei, obwohl die Bauern des Landes entschieden bei der Konkurrenz leiden. Neuerlich hat sich der Ackerbau in Apulien gehoben, und von Manfredonia, Faretta, Bari und anderen Häfen des adriatischen Meeres kommt das Getreide auf den Markt von Neapel.

Aus dem Mehle des grano duro werden noch eine Menge köstlicher Dinge gemacht, die alle mehr oder weniger zu der großen Familie der Maccaroni gehören, wie die Fidelini, vermicelli, lassagni, gnocchi, strangola-prevete u. s. w. Der Neapolitaner spricht nur mit Verachtung von den unvollkommenen Versuchen, die man unter denselben Namen in dem übrigen Italien verkauft; und wirklich muß auch der indifferenteste Reisende gestehen, daß sich selten ein Nationalstolz auf einen so soliden un widersprechlichen Grund stützt.

Die wohlhabenden Familien in Neapel sehen dies Nationalgericht wöthentlich zwei bis dreimal auf der Tafel; in vielen eröffnet es täglich statt der Suppe den Tisch. Es gibt unzählige Arten sie zu bereiten; darunter auch sehr einfache und wohlfeile. Dessenungeachtet kann das gemeine Volk sie nicht, wie es gern möchte, zum täglichen Schmaus machen. Gewöhnlich maß es sich mit Brot aus Heidekorn und einem bißchen minestra verde behelfen, einer Art mit Speck gekochten Gemüses. Tausende von armen Leuten essen beinahe niemals in ihrem Leben Fleisch. In diese Entbehrung würden sie sich übrigens leicht finden, wenn sie nur immer ihre lieben Maccaroni haben könnten.

Bei jedem Schritte in der Stadt stößt man auf Maccaroniverkäufer; manche davon haufen in einer Art von Buden oder GartläÙchen; aber die meisten haben nur ambulirende Desken, und ihre hungrigen Kunden schmausen unter Gottes freiem Himmel. Selbst Teller, Messer, Löffel oder Gabeln scheinen ihnen meist nur ein überflüssiger Luxus. Sie halten den unendlichen Maccaronifaden hoch über den Kopf, und lassen ihn mit Geschicklichkeit, ohne ihn zu zerreißen, sich in den offenen Mund verlieren.

Ehemals schlugen die Verkäufer ohne Umstände ihre Küben unter den Portalen der Palläste längs der Strada Toledo und der übrigen Hauptstra-

fen auf. Nach und nach hat man es durchgefest, sie von dort zu vertreiben; aber sie sind im fortwährenden Besitze der Strafeneken, aller Zugänge der Stadt, und was ihnen mehr gilt als Alles — der zärtlichen Zuneigung ihrer Landsleute.

Die Königsbraut von Messina.

Ein italienisches Blatt erzählt, ohne Angabe der Quelle, folgende außerordentliche Geschichte, die fast so wunderbar ist, als die Märchen der Tausend und einen Nacht, oder die Geschichte der Königin von Golconda.

Vor einigen Jahren raubte ein Korsar das Weib eines armen Holzhauers aus der Gegend von Messina. Nachdem er sie eine Zeit lang an Bord behalten, ward er ihrer müde, und setzte sie auf einer Insel des Südmeeres aus, ohne sich weiter um ihr Schicksal zu bekümmern. Die Bewohner der Insel führten die schöne Weib vor ihren König; die wilde Majestät faßte eine heftige Leidenschaft für die Europäerin, theilte Thron und Herrschaft mit ihr; und seit dem Tode ihres Gemahls beherrscht die Italienerin nun allein als Königin die Insel. Vor Kurzem fand sie Gelegenheit ihrem ersten Manne Nachricht von ihrem Schicksale, und Geschenke von solchem Werthe zu übersenden, daß der arme Holzhauer auf einmal in einen reichen Patrizier verwandelt war. Er erwartet nächstens an ihren Hof berufen zu werden.

Leitung der Nobilitäten und Ansichten.

Miszellen.

Berlin. Die Homöopathie, die an mehreren Orten Deutschlands Anhänger gewonnen, findet hier unter dem wissenschaftlichen Publikum und unter den Medicinern keine Anerkennung. Ganz vor Kurzem, am 6. Jan. d. J., stellte ein junger Mediciner bei seiner Promotion die These auf: „Was für die Allopathie die Blutegel sind, das sind für die Homöopathie die Köthe.“

Augsburg. Zwei Bärenführer lehrten im Gasthaus zu Dolbe ein. Abends zählten sie in der Wirthsstube ihre Gelber, wobei ein anderer Reisender sie sehr aufmerksam beobachtete. Er bemerkte, daß der eine Bärenführer die Gelber nahm, in den Stall ging und leer zurückkehrte. Da er die Einquartierung des Stalles

nicht kannte und Geld brauchte, so schlich er sich, als Alles zur Ruhe gegangen war, in den Stall, um die Gelber zu suchen. Indem er aber so herum tastet, wird er plötzlich von einer schweren Last getroffen und festgehalten, während eine andere ihn so streichelt, daß das Blut darnach fließt. Er schrie Hilfe und wurde noch glücklich aus der Gewalt der Bären gerettet, jedoch nur, um am andern Morgen, als ein längst verurtheilter und überwiesener Dieb, der Gewalt der Behörden übergeben zu werden. H.

München. Aus Borchheim im bayerischen Untermainkreise schreibt man unterm 21. Jan.: „Die Auswanderungslust nach Griechenland nimmt bei unserm Landvolke zu. In einem benachbarten Landgerichte haben sich 20 junge Bauernburche in dieser Absicht gemeldet. Wenn die kön. Regierung untersucht hat, daß ihre Ka-

pitulations
ralität un
griechische
griechische
fung nach

A a
nung ganz
dem Bande
medy, viele
verließen bi
winkel nu
ungefähr
so häufig
nötigt g
veranstalte
der Nähe
Hunde von
und zerris
Monaten
man im K
Wölfe erk

W ü
gen wird
Privatsch
Polizeibe
hem derse
Zeit vor
fers aus
piereen vo
ben des u
niß gehal
gierung
München
einstimm
aus der
bisbet üb
gerußt,

P
Königs
der Fran
über bek
rikaturen
tete Lud
Ich send
rikaturen
mich vor
fo ist.

pitulationszeit verfloßen und ihre Moralität unbescholten ist, reisen sie als griechische Kolonisten auf Kosten der griechischen Regentenschaft zur Einschiffung nach Triest.“

C.
A a h e n. Es ist eine Erscheinung ganz eigener Art, daß sich auf dem Lande, besonders im Kreise Malmedy, viele Wölfe blicken lassen. Soast verließen diese Raubthiere ihre Schlupfwinkel nur bei starker Kälte; seit ungefähr 6 Wochen aber kommen sie so häufig zum Vorschein, daß man genöthigt gewesen ist, Klopffagden zu veranstalten. Noch kürzlich wurden in der Nähe von Malmedy Ziegen und Hunde von diesen Thieren fortgeschleppt und zerrissen. In den beiden letzten Monaten des abgelaufenen Jahres hat man im Kreise Malmedy allein 7 alte Wölfe erlegt.

D.
M ü n c h e n. Seit einigen Tagen wird ein in Nürnberg angelangtes Privatschreiben eines höhern sächsischen Polizeibeamten viel besprochen, in welchem derselbe versichert, daß er längere Zeit vor der Ermordung Kaspar Haußers aus amtlich weggenommenen Papieren von einem Anschlag auf das Leben des unglücklichen Findlings Kenntniß gehabt und der königl. baier. Regierung Anzeige davon gemacht habe. Münchner Blätter melden in Uebereinstimmung damit, daß von Gotha aus der geheimnißvolle Schleier, der bisher über des Verbliebenen Familie geruht, gelüftet worden sei.

D.
P a r i s. Auf ein Schreiben des Königs von Schweden an den König der Franzosen, worin Jener sich darüber beklagte, daß man in Paris Karikaturen auf ihn verfertige, antwortete Ludwig Philipp: „Mein Vetter! Ich sende Ihnen zwei Pakete mit Karikaturen. Man sagte mir, sie sollen mich vorstellen. Ich weiß nicht, ob dem so ist, und ich kümmern mich auch we-

nig darum. Auf jeden Fall müssen sie gut gelaunte Leute belustigen. Ich bitte Sie, der Karikatur No. 5 Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Ich denke, sie ist komisch genug. Der Künstler muß ein Mann von Geist sein.“

B.
D a r m s t a d t. Die großherzoglich hessische Zeitung berichtet aus Hamelbach, einem der höchst gelegenen und rauhesten Orte des Odenwaldes (ungefähr 1200 Fuß über der Meereshöhe), daß daselbst am 21. Januar recht schönes Futtergras, und zwar nicht etwa mit der Sichel, sondern mit der Sense abgemäht worden ist. Man mußte über die Qualität und Quantität dieses Grases in gegenwärtiger Jahreszeit sehr erstaunen. Etwas Aehnliches erlebt zu haben, erinnern sich auch die ältesten Leute dieser Gegend nicht.

H.
M o s k a u. Die Kaufleute von Woronesch haben zu Moskau durch einen Künstler, Nikolaus Voltawzoff, einen silbernen Sarg, mit ziselirter Arbeit, der mehr als 7 Pud (280 Pfund) wiegt, machen lassen, um in demselben die Reliquien eines Heiligen des Landes, Namens Mithrophan, aufzubewahren, welche im 17ten Jahrhundert Bischof zu Woronesch war.

H.
P a r i s. Der Pfarrer zu Aire bei Calais hat einem Brautpaar die Trauung versagt, weil die Braut als Besitzerin einer Leihbibliothek verbotene Bücher und Romane unter das Publikum verbreitete!

Westher Lokalzeitung.

M e n a g e r i e des Hrn. v. A k e n. Diese großartige und einzige Thier-sammlung bietet seit einiger Zeit ein eben so erstaunliches als interessantes Schauspiel dar. Hr. v. A k e n produziert die Fahnheit der reisendsten Geschöpfe, die man kennt. Er beginnt mit dem herrlichen asiatischen Lö-

wen. Er begibt sich in den Käfig des Königs der Thiere, ja fast möchten wir sagen, des Königs der Löwen — so majestätisch ist das schöne Thier — dennet ihm, gleich einem demüthigen Sklaven, Gehorsam zu, und er sinkt zu seinen Füßen nieder. Der Leu windet sich, schmeigt sich, läßt sich alle Mißhandlungen gefallen, und erkennt einen schwachen Menschen für seinen Herrscher an! Aber Großmuth ist eine bekannte Eigenschaft des Löwen, und man könnte hier wohl einigermaßen Erklärung und Rechtfertigung seines Benehmens gegen einen Menschen, den er für seinen wohlthätigen Erhalter ansieht, finden; wer aber hätte wohl gedacht, daß die grausame, blutdürstige, falsche und hinterlistige Hyäne so zahm, so gelehrt wie ein Haushund werden könne und den Beischten und Winten ihres Herren, der sich mit ihr in einem Käfig einischlicht, pünktlich gehorcht? Ja, beim mindesten Vergehen oder Bergessen ihrer Obliegenheit, sich der härtesten Hütigung mit der Reizgerte gelehrt und gewandt unterwirft? Hr. v a n A e n unternahm diese reichhaltige Aufgabe und löste sie auß Ueberraischende. Die Haare steigen einem zu Beras, sieht man ihn sich mit dieser wilden Bestie in einem solchen engen Verhältnis herumtummeln; aber die Ruhe, Sicherheit und Festigkeit v a n A e n s benehmen bald alle Furcht und man muß abermals erstaunen und man wird neuerdings von Grauen ergriffen, wenn er ganz gleichgültig einem dritten Angeber einen Reiz abstattet. Er geht in den Käfig des furchtbaren Eisbären von blendender Weisheit und treibt mit ihm allerlei ergötzliche Spiele. So stumpf dieses Thier in seiner Außerlichkeit auch erscheint, so liebenswürdig zeigt es sich in seines Herren Gegenwart. Es läßt sich alle Posen gefallen, läßt seinen Gebieter gar anmuthig, nimmt ihm Hute aus dem Mund, umarmt ihn &c. In der That, wir würden diese Dinge nicht glauben, hätten wir sie nicht einigemal selbst angesehen. Dabei benimmt sich Hr. v a n A e n mit einem bewunderungswürdigen Gleichmuth und würzt seine Produktionen mit einem recht unterhaltenden Wize. Alle Abende, wenn diese so ansehenden Darstellungen vor sich gehen, findet sich ein zahlreiches und gewähltes Publikum ein, was das Ver-

gnügen der Anwesenden noch erhöht. — Von den anderen höchst merkwürdigen Thieren dieser Menagerie (die zweite Abtheilung, in der Wajnergasse, ist in gewisser Hinsicht noch beachtenswerther als die erste) und deren Zahmheitsproduktion könnten wir noch vieles schreiben, wenn uns nicht der beschränkte Raum dieser Blätter daran hinderte. Manche dieser Thiere sind noch nie in Europa gezeigt worden, und das Publikum hat hier Gelegenheit, nicht nur, sie zu sehen, sondern sogar sie zu berühren. Die außerordentliche Zähmung der meisten dieser Thiere gericht ihrem Eigenthümer zur größten Ehre und hebt dessen große Kenntniß ihrer Natur auß. Glänzendste hervor.

„Wer bist du, edler Leu, der Thiere König, Was Tiger du, vor dem der Leu erbebt? Dem schwachen Menschen seid ihr unterthänig, Der über euch sein stolzes Haupt erhebt!“
R.

Bevölkerung. Nach einer Notiz des Hrn. Joseph Patachich (dem wir viele interessante statistische Daten verdanken) im „Jelenkor“, hatte Pesth im J. 1833 (ohne Geistlichkeit, Adel, Militär, studierende Jugend und Fremden) 64,417 Einwohner, was um 1283 mehr ist, als im Jahr 1832. Dem Geschlechte nach gehören 32,090 dem männlichen und 32,327 dem weiblichen an. Der Religion nach theilt sich diese Zahl in 53,169 Katholiken, 4446 Protestanten, 837 Griechen und 5965 Juden. Nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung scheint die Gesamtzahl der Einwohner des ausblühenden Pesth, das noch immer sehr in Zunahme begriffen ist (mit Inbegriff des Adels, Militärs &c.) sich auf wenigstens 80,000 zu belaufen. — l.

Modenbild. Nr. 7.

Pariser Anzüge vom 26. Jan. Die erste Dame: Taquetut von gefärbtem Sammet mit Federn geziert. Ueberrol von Satin Moyen - äge (Mittelalter - Atlas), darunter ein Kleid von Atlas mit einer Spitzenfalbe. — Die zweite Dame: Mondebonnet. Sammetkleid. Blonde Mantille. Börse von Cachemir.



R

Kaltüberzieher
Sendung 5
Kupferabdrück

„W
langsam,
zu können.
sammelte s
senstütle un
men lassen
die Nacht
halten. G
mit einem
mel gezogen
gab mir
jagten. G
strengeunge
rend er m
ten und se
erhalten.
leerte sie
ist todt,“
sen die G
noch ein a
Hoffnung
meiner K
ben theu